



Der Hammer
Die Zeitung der
Alten Schmiede
Nr. 38, 10. 09

Ein Gespräch mit Franz Koglmann

Wer mit Unterhaltungsindustrie nichts
am Hut hat, gilt als undemokratisch

Lyrik von

Eugeniusz Tkaczyszyn-Dycki

Literatur im Herbst: Dilemma 89
6.11. – 8.11.2009

Das Programm im Odeon

Daniela Dahn

Vom Dilemma einer Vergangenheit,
die nicht stattfand*

Die Gegenwartsdimension des Geschichtsbildes

Die Vergangenheit ist nicht nur nicht vergangen, sie hat gar nicht erst stattgefunden. Jedenfalls nicht so, wie behauptet wird, will man meinen. Nicht wenige, die im Realsozialismus gelebt haben, glauben, bei seiner heute gängigen Beschreibung im falschen Film zu sein. Doch man weiß es ja: Die Vergangenheit wird gedeutet, um sich in der Gegenwart zu behaupten und die Zukunft auf seine Seite zu ziehen. Schreibende werden mit dem Versuch, die Geschichte nach ihrem Bild zu formen, recht einsam bleiben, wenn ihr Publikum sich in diesen Bildern nicht wiederfindet oder sie nicht wenigstens als gutbelegte Neudeutung partiell annimmt. Was die Autoren erst unabhängig macht, ist die Unabhängigkeit der Leser.

Doch die zu bewahren ist schwierig, wenn Geschichtsschreibung das Bild von Auftraggebern bedient. Von der politischen Klasse nämlich, die, gut ausgestattet mit Interessen, Vorurteilen und Finanzen, über Zentralen, Behörden und Institutionen ihr Weltbild von willigen Interpreten verbreiten lässt. Vom »Verteilungskampf um den Aufarbeitungskuchen« hatte Wolfgang Thierse als Mitglied des Kulturausschusses gesprochen. Die Geschichtsbilder spiegeln auch die materiellen Interessen ihrer Schöpfer. (Seite 3)



Editorial

Dilemma 89

Mitteleuropa, Glanz und Elend der Intellektuellen, das Ende von »Links« und »Rechts« oder die Frage nach dem Roman als *der* literarischen Form Europas – was von prominenten Schriftstellern und Intellektuellen vor 1989 jahrelang diskutiert wurde, schien mit dem Fall des Eisernen Vorhanges und der Berliner Mauer schlagartig weggewischt. Die überraschend wieder in Gang gekommene Geschichte erfuhr eine derartig rasante Beschleunigung, dass paradoxe Ideologeme wie jenes vom »Ende der Geschichte« nicht einmal mehr diskutiert wurden. Es wurde vom Augenschein widerlegt. Seitdem unterliegen dem Mainstream widersprechende Wortmeldungen der Ökonomie der Aufmerksamkeit oder der Logik des Skandals. Postmoderne, Globalisierung, Nachhaltigkeit – ein Schlagwort löst das andere ab. In Sachen Literatur wird jede Saison *der* Roman der Epoche gekürt, ein Kanon jagt den anderen, dann müssen neue AutorInnen her. Längst sind auch Kältepole des kurzen europäischen 20. Jahrhunderts, Auschwitz und Gulag, zum Gegenstand von internationalem literarischem Trash geworden. Die Klage, in den »neuen« Literaturen Europas würden nur die Kontexte und nicht die Texte gelesen, ist trotzdem nicht angebracht ...

Es ist kein Zufall, dass sich ein aus dem Osten stammender, in beiden »Kulturen« beheimateter Autor wie der 1952 im rumänischen Banat geborene Schriftsteller Richard Wagner an große Thesen wagt: In Ceaușescus Diktatur aufgewachsen, übersiedelte Richard Wagner 1987 nach Deutschland. *Ausreiseantrag* (1988) und *Begrüßungsgeld* (1989) waren paradigmatische erste Buchtitel. »Europa ist größer als die EU«, schrieb der Eröffnungsredner der diesjährigen »Literatur im Herbst« in seinem Essay *Reise in das Innere des Balkan*. »Der Himmel ist leer, und der Kontinent quillt über vor unlöslichen Problemen. Europa ist überall und nirgends, es ist Hoffnung und Mythos zugleich, verantwortlich für alles und Sehnsucht dazu. Der Himmel ist leer, und Europa ist sein Ersatz.« Wie sonst als mit den Mitteln der Literatur wäre aber dieser leere Himmel Europas noch zu erfassen?

Literatur im Herbst unternimmt eine Vermessung europäischer Literaturen zwischen Ost und West – die Landkarte darf neu betrachtet werden. An den Gestaden der Ostsee erinnert der Litauer Sigita Parulskis an seine Ausbildung bei den sowjetischen Luftlandtruppen Mitte der 1980er in Cottbus/DDR. Der Roman *Drei Sekunden Himmel* bezeichnet den Moment zwischen Absprung und Öffnen des Fallschirms, markiert aber auch das Grundgefühl einer ganzen Generation nach 1989: Bodenlosigkeit. Ohne alle exotisierende Ostalgie kommen die Gedichte des polnischen Lyrikers Eugeniusz Tkaczyszyn-Dycki aus, dasselbe gilt für Olga Tokarczys neuen Roman *Unrast*.

Deutsche Befindlichkeit nach der Wiedervereinigung ist der Gegenstand von drei literarisch höchst divergenten Versuchen: Kurt Dzwilichs DDR-Roman *Ich hielt meinen Schatten für einen anderen und grüßte* hebt mit pathetischer Lakonie an: »Wir liebten die Welt unter der Erde.« Daniela Dahns *Wehe dem Sieger! Ohne Osten kein Westen* lässt den Abstieg des Westens im Moment seines größten Triumphes, des Falles der Mauer, beginnen. Daniela Danz macht in *Pontus*, einem der erfolgreichsten Gedichtbücher der letzten Jahre, den Schwarzmeerraum, Europas Grenze zu Asien, zum Mittelpunkt ihrer fast neoklassischen Dichtung. Der Prager Romancier Jáchym Topol, einst jüngstes Mitglied der Bürgerrechtsbewegung Charta 77, erweitert den mythologischen Gedächtnisraum seiner burlesken Romane zum 2. Weltkrieg hin. In der unmittelbaren Nachkriegszeit spielt Herta Müllers *Atemschaukel*, eine Recherche über die Deportation der Rumänien-deutschen ins sowjetische Arbeitslager. Der slowakische Romancier Anton Hykisch weiß sich dem großen europäischen Historienroman verpflichtet, Josef Haslinger einem kritischen Realismus. Das Jahr 1989 stellt auch im ehemaligen Jugoslawien einen Wendepunkt dar: Auf dem Trümmerfeld des südslawischen Kommunismus bahnt sich nach dem Ende des Kalten Krieges die Katastrophe an. Der aus der Vojvodina stammende, ungarisch schreibende Lyriker und Erzähler Ottó Tolnai wurde als »Orpheus auf dem Lande« charakterisiert, seine Texte als »Anti-Idyllen«. Der serbische Autor Dragan Velikić spürt in seinem Roman *Das Russische Fenster* den geheimen Verbindungen nach, die den Kontinent zusammenhielten. Boris Chersonskij, russisch schreibender Lyriker aus Odessa, listet im großen Gedichtzyklus *Familienalbum* die Katastrophen des 20. Jahrhunderts auf.

In *Re-Writing History* wird der Versuch unternommen, das Verhältnis von Literatur und Geschichte zu beleuchten: Ausgehend von seinem Roman *Krieg und Welt* spricht der Autor Peter Waterhouse mit der Literatur- und Kulturwissenschaftlerin Eva Horn über Geheimdienst, Spionage und moderne Fiktion. Der Historiker Timothy D. Snyder diskutiert mit Alfred Gusenbauer anhand seines neuen Buches *Der König der Ukraine – Die geheimen Leben des Wilhelm von Habsburg* Möglichkeiten und Grenzen, Leben in Geschichte umzuformen.

Special Guests der traditionellen *Lyrik-Night* sind die beiden Jazzmusiker Franz Koglmann und Peter Herbert.

Erich Klein

Fortsetzung von Seite 1

Unmittelbar in und nach der Wende war das Bedürfnis nach Aufdeckung und Aufarbeitung in der DDR groß. Das habe ich hautnah erlebt, nicht nur in der ersten unabhängigen Untersuchungskommission zu den Übergriffen von Polizei und Staatssicherheit im Oktober 1989, in der ich über ein Jahr stellvertretende Vorsitzende war. Als viele Ostdeutsche jedoch merkten, dass die Sieger das DDR-Bild verengten auf Totschlagworte wie Unrechtsstaat und totalitäre Diktatur und das größte Verbrechen unausgesprochen das Volkseigentum gewesen sein soll, dass also die Vergangenheit gedeutet wurde, um einen Vermögensabfluss von Ost nach West einzuleiten, da waren viele nicht mehr bereit, sich an dieser Debatte zu beteiligen. Ohne ein lückenloses Feindbild wären auch die Beispiele vorschnellen Verzichts auf bedenkenswerte DDR-Praktiken so nicht denkbar gewesen. Deren Preisgabe ging einher mit dem Verlust von geistigen und materiellen Besitzständen, von Posten, Entwürfen und Lizenzen, von der Selbstwertkränkung der Betroffenen ganz zu schweigen. Zur Restauration der alten Herrschaftsverhältnisse musste der Kalte Krieg noch einmal auf Hochtönen gefahren werden.

In diesen Jahren haben sich Vorurteile und Klischees verfestigt, die kaum mehr abzubauen sind. Schulbücher zeichnen die Bundesrepublik als lückenlose Erfolgsgeschichte, während die DDR ein einziges Gruselkabinett ist. Im Geschichtsbuch meiner Tochter kamen verschiedenartigste, sich auch widersprechende Historiker, Philosophen und Journalisten zu Wort, ostdeutsche haben allerdings nichts zu sagen. Entsprechend verkürzt und unterbelichtet gerät das Bild. Nach 17. Juni, Flüchtlingsbewegung, Mauerbau und verzerrten Erörterungen über das Machtgebaren der Parteiführung ist man schnell beim ausführlich besprochenen Ende der DDR. Da bleibt kein Klischee ausgespart.

Wenn ich an meine Schulzeit denke, so erkenne ich die Verzerrungen von damals heute seitenverkehrt wieder. Während wir uns wochenlang mit der Geschichte der Arbeiterbewegung quälten mussten, ist dieses Thema jetzt weitgehend ausgeblendet, selbst der Begriff ist eliminiert. Herausragende parlamentarische Initiativen, die uns lange beschäftigten, wie die von Karl Liebknecht, der 1914 als Einziger gegen die Kriegskredite stimmte, bleiben unerwähnt. Da Ernst Thälmann nicht vorkommt, muss auch seine Ermordung nicht erwähnt werden. Mit solchen Weglassungen wird das Aneinandervorbeireden weitgehend vorprogrammiert.

Ein guter Bekannter von mir initiiert seit 18 Jahren in einer Stiftung biografische Gespräche zwischen Ost- und Westdeutschen. Ich habe selbst gelegentlich an seinen Veranstaltungen teilgenommen und fand seine langjährigen Erfahrungen bestätigt: Zuerst herrschte auf beiden Seiten die Phase der *Euphorie*. Die Ostdeutschen glaubten, es würde genügen, sich aufrichtig sein jeweiliges Leben mit all seinen Höhen und Tiefen, Erfolgen und Irrtümern, Freiräumen und Anpassungszwängen zu erzählen, und alles würde gut. Die Westdeutschen freuten sich auf die Bestätigung, Recht behalten zu haben.

Dem folgte die Phase der *Depression*. Die östliche Seite musste zur Kenntnis nehmen, dass sich ihre Westgesprächspartner (von Ausnahmen natürlich abgesehen) der Herausforderung östlich geprägten Denkens nicht wirklich stellen wollten. Es war ihnen zu anstrengend, als vermeintliche Sieger der Geschichte hatten sie es nicht nötig, von ihren gewohnten Denkbahnen auch nur geringfügig abzuweichen. Sie wollten mit anderen Sichtweisen eigentlich nicht belästigt werden. Schließlich

hatte der klägliche Zusammenbruch des Sozialismus gerade hinlänglich bewiesen, wie untauglich er und seine Protagonisten waren. »Die liberale Marktwirtschaft ist das Höchste, was die Menschheit erreichen kann.« So oder ähnlich lasen sie es täglich in der Zeitung. Unbegreiflicherweise räumten die Ostgesprächspartner zwar Einsicht in Fehler und Versagen ein, waren aber mehrheitlich nicht bereit, die westlichen Muster kritiklos zu übernehmen. Stattdessen verteidigten sie mit ungebührlicher Hartnäckigkeit bestimmte Lebensleistungen und -prägungen und ließen gar neues Selbstbewusstsein aufkommen. Außerdem schienen sie untereinander mit Kürzeln, Gesten und Codes in einer Art Metasprache zu kommunizieren, die der anderen Seite verschlossen blieb.

Dann kam nach Auskunft meines Bekannten die Phase der *Aversion*. Auf der westlichen Seite eine tiefe Unlust, grundsätzliche Fragen von undankbaren Leuten aufgenötigt zu bekommen. Auf der anderen Seite die Unlust, sich für sein eigenes, angeblich falsches Leben vor selbstgerechten und nicht wirklich zuhörenden Leuten immer wieder rechtfertigen zu sollen.

Inzwischen hat alle Beteiligten die Krise erreicht, ihre Probleme haben sich angeglichen, aber auch ihre Meinungen? Die Ostdeutschen, scheint es, sind stummer geworden, die Westdeutschen desinteressierter. Einen Zusammenhang zwischen ihrem verspielten Sieg und der vorhergegangenen Niederlage des Ostens vermögen sie nicht zu erkennen. Die Phase der *Resignation* wird nur gelegentlich durch diffuse Ängste aufgemischt, Ewiggestrige würden nun wiederum zur Restauration pseudosozialistischer Strukturen rüsten. Die Sorge ist allerdings nicht von konkreten Absichten gedeckt. Die Aufräumarbeiten der Geschichte haben dankenswerterweise ein Ungetüm aus dem Weg geschafft und eine für jedermann unmissverständliche Botschaft hinterlassen: Nie wieder Stalinismus, nie wieder politbürokratische Diktatur. Die Erbärmlichkeiten dieses ersten Versuches hatten zu einem unerträglichen Antagonismus geführt, der letztlich jedweden Fortschritt blockierte.

Wie hätte auch eine Gesellschaft im Zeitalter von Computer und Internet überleben sollen, die aus Angst vor der Vielfältigkeit unerwünschter Schriften den privaten Besitz von lächerlichen Ormig-Kopierern verbot. Jener in Büros stehenden Apparate, die blassblaue Abzüge mit beißendem Geruch verfertigten. Diese Anmaßung, jeder auf den Weg gebrachte Gedanke, der nicht kontrolliert ist, könne der falsche sein! E-Mail-Anhänge sind, wie die ganze IT-Branche, eine im militärisch-industriellen Komplex des Westens entwickelte Produktivkraft, die diese Anmaßung ad absurdum führte. Wer die Produktivkräfte behindert, hat abzutreten – so die eigene Lehre, die schließlich auch einsichtig befolgt wurde.

Ideologie taugt nicht als Disziplinierungsmodell

Zuvor jedoch wurde kaum eine Gelegenheit ausgelassen, den eingeschlagenen Irrweg der unerschütterlichen Gewissheiten festzutrapeln. Auch wenn die gefühlte Bedrohung durch Feinde aller Couleur nicht aus der Luft gegriffen war, so erwies sich die gewählte Form der Selbstverteidigung auf die Dauer doch als Selbstenthaltung.

Stalin hatte sich mit marxistischen Schriften erstmalig in seinem orthodoxen Priesterseminar befasst – keine gute Mischung. Dort lernte er die Techniken, die der katholischen Kirche in ihrem Jahrhunderte währenden Vernichtungskampf gegen Glaubensgegner noch nützlich



Fortsetzung von Seite 3

waren. Wenn nicht Inquisition und Hexenverbrennung, so doch die Methode, jedermann zu misstrauen und somit zu überwachen, um schließlich Häretiker zu exkommunizieren. Wegen Renitenz aus der Zwangsanstalt verwiesen, gab Stalin dieses Muster absurderweise an die Genossen weiter. Die Kreuzzüge in die eigenen Reihen der Ketzer, die blutige Säuberungspolitik, das waren Verbrechen, denen Millionen Menschen, gerade auch Kommunisten, zum Opfer fielen.

Selbst wenn mit dem toten Diktator 1953 auch sein totalitäres Regime begraben werden konnte, tat sich der sowjetische Machtbereich, darunter die DDR, schwer, sich vom stalinistischen Denken und Handeln zu lösen. Der sowjetische Kriegskommunismus mit seiner radikalen Unter-

Die Aufräumarbeiten der Geschichte haben eine für jedermann unmissverständliche Botschaft hinterlassen: Nie wieder Stalinismus, nie wieder politbürokratische Diktatur.

ordnung aller gesellschaftlichen Kräfte unter ein Zentrum galt in den Jahren der äußeren Bedrohung und inneren Anarchie als erfolgreich; später wurde versäumt, sich von dieser Form auf eine zivile Art zu trennen. Letztlich hat niemand eine durchsetzungsfähige Idee gehabt, wie man den Machterhalt so gestalten könnte, dass die Leute den Sozialismus wirklich wollen. Um das auch nur zu diskutieren, fehlte immer die freiheitliche Atmosphäre. Die Bürokratie hat schließlich bewirkt, dass die Bürger weniger kreativ sein konnten, als die Polizei erlaubt. Wie oft wurde die wissenschaftlich-technische Revolution beschworen und darüber die zivilgesellschaftliche versäumt. Was als Industriegesellschaft scheiterte, war letztlich auch nicht die menschlichere Ordnung.

Die Gründe dafür lagen wohl nicht nur in subjektiver Begrenztheit der selbsternannten Arbeiter- und Bauernführer, sondern auch in systemischen Defiziten. War die Marx'sche Weltsicht einst ein emanzipatorisches, intellektuelles Projekt, so bot sich in der pseudosozialistischen Praxis ausgerechnet die Ideologie als einziges Disziplinierungsmodell an. Statt der für Marx selbstverständlichen bürgerlichen Freiheiten und statt Rosa Luxemburgs Grundthese von der Untrennbarkeit von Sozialismus und Demokratie setzte sich das Gegenteil durch: Die elende, permanente Suche nach Renegaten, Revisionisten und Abtrünnigen von der reinen Lehre hat von Anfang an gerade die unabhängigen Denker ausgegrenzt, vergraut und verhaftet, die bemüht waren, der notwendigen sozialistischen Antwort auf die Frage der Geschichte zu einer demokratischen Legitimation zu verhelfen. Die Verluste an intellektuellem Potenzial, künstlerischer Kreativität und politischen Konzepten waren schmerzhaft, gravierend und nie kompensierbar. Wenige Namen schon sagen genug: Ernst Bloch, Hans Mayer, Rudolf Herrnstadt, Wolfgang Harig, Robert Havemann, der frühe Ausschluss Heiner Müllers aus dem Schriftstellerverband und die späteren Ausschlüsse unter anderen von Klaus Schlesinger, Stefan Heym, Karl-Heinz Jakobs, Joachim Seyppel, die Aus-

bürgerung des damals noch kommunistischen Wolf Biermann und die Verhaftung von Rudolf Bahro ...

Allein die Rückbesinnung wirft in das alte Dilemma zurück. Noch während ich die notorische Suche nach Abtrünnigen aus guten Gründen verdamme, sehe ich mich genötigt, selbst welche zu benennen: Der politische Verrat der SED-Führer bestand gerade darin, die sozialistischen Kritiker an den nichtsozialistischen Zuständen als Feinde behandelt zu haben und die Bürger wie eine verfügbare Masse. Selbst wenn der Mauerbau einige Jahre Stabilisierung und Aufschwung brachte – was für eine Idee, die anhaltende Abschottung der Bevölkerung in eine Himmelsrichtung später zu tabuisieren, als sei sie naturgegeben und bedürfe keiner öffentlichen Erklärung. Und das selbst noch, als die Ausreisearträge nach der Konferenz von Helsinki beständig anstiegen. Ich erinnere mich, dieses Problem Ende der Siebzigerjahre, bei der Themenplanung der Fernsehredaktion PRISMA, in der ich damals arbeitete, angesprochen zu haben. Ich gab zu bedenken, dass man dieses alle interessierende Thema doch nicht den Westmagazinen überlassen könne. Nicht aggressiv, aber nachdrücklich wurde mir bedeutet, man dürfe dem Gegner keine Angriffsflächen bieten und im Übrigen das eigene Nest nicht beschmutzen. Ach, hätte ich doch meine Argumente besser verteidigt.

Ach, hätten sie doch ihren Marx gelesen: »Proletarische Revolutionen ... kritisieren beständig sich selbst, unterbrechen sich fortwährend in ihrem eignen Lauf, kommen auf das scheinbar Vollbrachte zurück, um es wieder von neuem anzufangen, verhöhnen grausam-gründlich die Halbheiten, Schwächen und Erbärmlichkeiten ihrer ersten Versuche.«² Wie Marx sich die Möglichkeit dazu vorstellte, erhellt ein Brief von Friedrich Engels an August Bebel vom 19. November 1892. »Darüber waren Marx und ich von jeher einig«, hieß es darin, dass beide *nie* eine Stellung als Redakteur eines der Partei gehörigen Blattes angenommen hätten, weil dies »eine unfruchtbare Stellung für jeden, der Initiative hat« sei. »Ihr *müsst* absolut eine Presse in der Partei haben ... die in der Lage ist, *innerhalb* des Programms und der angenommenen Taktik gegen einzelne Parteschritte ungeniert Opposition zu machen und innerhalb der Grenzen des Parteienstandes auch Programm und Taktik frei der Kritik zu unterwerfen.«

Dieser Brief kursierte natürlich unter kritischen Journalisten und Autoren. Die völlige Missachtung der darin beschriebenen Haltung war für mich Grund genug, 1981 beim Fernsehen zu kündigen und mich aus dem Journalismus zurückzuziehen. Ab Mitte der Achtzigerjahre, insbesondere seit Verbot der sowjetischen Zeitschrift *Sputnik*, erlebte ich im Schriftstellerverband eigentlich keine Versammlung mehr, in der die Informationspolitik der Partei nicht heftig kritisiert wurde. Das war in dieser Suböffentlichkeit durchaus möglich, wenn auch folgenlos. Erst im September 1989 gelang es schließlich, auf meine Anregung im Berliner Verband eine »Arbeitsgruppe Presse« zu installieren, die tatsächlich glaubte, noch ein neues Pressegesetz für die DDR entwerfen zu müssen.

Doch bevor wir endlich in den Genuss kommen konnten, die eigenen »Halbheiten grausam gründlich zu verhöhnen«, haben uns die westlichen Medien um diesen Spaß gebracht. Sie verhöhnten nicht nur die Halbheiten, sondern kriminalisierten das Ganze. Eben noch zu fundamentaler Kritik entschlossen, sah man sich über Nacht zu Differenzierung herausgefordert. Doch Revolutionen, selbst friedliche, sind nicht die Zeit ausgewogener Argumente. Die Ausgrenzung der bis dahin im Westen gefeierten Dissidenten und die Privatisierung sich gerade emanzipierender östlicher Medien trugen das ihre dazu bei, dass sich bis heute Geschichtsbilder von bemerkenswerter gedanklicher Schlichtheit verfestigen konnten.



Zwei deutsche Diktaturen

Richtungsweisend war der Abschlussbericht der Enquête-Kommission des Bundestages zu den Folgen der SED-Diktatur, in dem es heißt: »Am Ende des 20. Jahrhunderts müssen die Deutschen mit der Erinnerung an zwei deutsche Diktaturen und ihre Opfer leben.«

Solche Simpeleien laufen alle darauf hinaus, die DDR in einem Atemzug mit dem Naziregime zu nennen, ja als letztlich noch »durchherrschter« als dieses zu qualifizieren. Wer das bezweifelt, gilt als unverbesserlicher Verharmloser der totalitären DDR-Diktatur. »Um die Wahrheit zu erfahren, muss man den Menschen widersprechen«, empfahl George B. Shaw. Doch das wagen nur wenige, weil die Wahrheit sich als heiße Kartoffel erweisen könnte. Unter den wenigen aus nachvollziehbaren Gründen der Zentralrat der Juden in Deutschland. Dessen Generalsekretär, Stephan Kramer, hatte 2007 die Gedenkstättenkonzeption aus dem CDU-Kulturstaatsministerium als staatlich verordnet heftig kritisiert, weil die darin enthaltene Parallelisierung von NS-Zeit und DDR »unerträglich« sei. »SED-Diktatur und Naziregime haben nichts miteinander zu tun.« Der Versuch, das SED-Unrecht möglichst nah an das des Nationalsozialismus heranzurücken, indem man von den »beiden totalitären Systemen in Deutschland« redet, sei nicht statthaft, ergänzte Salomon Korn.

Es gibt eigentlich nur eine Methode, das Unrecht beider Epochen einigermaßen seriös zu vergleichen – nämlich die Bilanzen der juristischen Aufarbeitung nebeneinander zu stellen. Vielleicht hat es deshalb, soweit ich weiß, auch noch niemand gemacht. Vergleichen kann und sollte man grundsätzlich alles, solange es nicht um Gleichsetzen geht, sondern um das Deutlichmachen von Gemeinsamkeiten und Unterschieden. Nur darf man sich dann den Schlussfolgerungen aus diesem Abenteuer nicht entziehen.

Eine Gemeinsamkeit bestand etwa darin, dass sowohl bei den Nürnberger Prozessen als auch bei den Prozessen gegen Vergehen in der DDR revolutionäres Recht angewandt, mit Hilfe der Radbruch'schen Formel das Rückwirkungsverbot aufgehoben wurde. Das ist für Delikte, die besonders schwere Menschenrechtsverletzungen darstellen, durchaus akzeptabel.

Ein wesentlicher Unterschied bestand darin, dass in Nürnberg wegen des Zeitdrucks und aus Gründen der praktischen Beherrschbarkeit keine umfangreichen Ermittlungsverfahren durchgeführt wurden, son-

dern sich die Anklagen auf offensichtlich Verdächtige beschränkten, auf Täter in herausragender Position, die einen gesellschaftlichen Querschnitt darstellten und aus allen Besatzungszonen kamen. Wie sonst hätte es nur 24 Hauptverantwortliche für die ganze Nazikatastrophe geben können und wären samt Nachfolgeprozessen nur 209 Personen in die Gerichtsverfahren einbezogen gewesen? Die Prozesse dauerten insgesamt dreieinhalb Jahre, eine Fortführung scheiterte am Mangel an Geld und dem nachlassenden Interesse der Alliierten. (Jenseits der frühen Siegerjustiz ist die Bilanz von 50 Jahren eigener, bundesdeutscher Strafverfolgung von NS-Verbrechen nach Einschätzungen von Historikern wie Norbert Frei desaströs: gekennzeichnet von Behinderung der Ermittlungen, Halbherzigkeit, Abbrüchen, hohen Strafverfolgungshürden, Verjährungen und Generalamnestien.)

DDR-Unrecht ist von der westdeutschen Justiz mit ganz anderer Gründlichkeit verfolgt worden. Die staatlichen Gerichte haben sich dafür 15 Jahre Zeit genommen. Keiner der potenziellen Täter, deren man noch habhaft werden konnte, sollte durch die Lappen gehen – weshalb ein rückwirkendes Gesetz die Verjährung für die 40 DDR-Jahre ruhen ließ. Durch die zweimalige Verlängerung von Verjährungsfristen für mittelschwere Straftaten – ein in der Rechtsgeschichte einmaliger Vorgang – wurde das Sonderrecht Ost komplettiert. In 75 000 Ermittlungsverfahren sind weit mehr als 100 000 Beschuldigte auf etwaige strafrelevante Vergehen überprüft worden. Wie überzogen die Erwartungen waren, zeigt, dass es nur in einem Prozent dieser Verfahren zu Anklagen kam. Der eklatanteste Unterschied zwischen den beiden Verlierern gemachten Prozessen bestand im Gegenstand der Anklagen. Beide Diktaturen haben keinen einzigen identischen Anklagepunkt hinterlassen.

- 1 Peter Martin, Chefredakteur der Financial Times; zitiert nach *Le Monde Diplomatique*, Juni 1997.
- 2 Karl Marx: *Der achtzehnte Brumaire des Louis Bonaparte*, AW Bd. I; Berlin 1968, S. 229.

* Auszug aus: Wespennest 156/Dilemma 89

DANIELA DAHN, geboren 1949 in Berlin, Journalistin und Schriftstellerin, studierte Journalistik in Leipzig, danach war sie als Fernsehjournalistin tätig. Seit 1981 arbeitet sie als freie Autorin. 1989 eine der Mitbegründerinnen der DDR-Opportunisten-Gruppe *Demokratischer Aufbruch*. Zahlreiche Preise, u.a. Ludwig-Börne-Preis 2004, Louise-Schroeder-Medaille 2002, Kurt-Tucholsky-Preis 1999. Bücher (Auswahl): *Wir bleiben hier oder Wem gehört der Osten* (1994), *Westwärts und nicht vergessen. Vom Unbehagen in der Einheit*, Essay (1996), *Demokratischer Abbruch, Von Trümmern und Tabus*, Essays (2005), *Wehe dem Sieger! Ohne Osten kein Westen* (2009).

In den Neunzigern gerne als Beleg für die postmoderne These vom Ende der Geschichte interpretiert, erscheint die Umbruchmarke 1989 zwanzig Jahre später in mancherlei Hinsicht als Dilemma. Welche neuen Distanzen, welche neuen Dissidenzen entstanden mit dem Aufheben des Eisernen Vorhangs? Wer sind «wir» – Stichwort Ethnonationalismen –, wer «die anderen»? Wer erhält Macht über die Geschichte und was bleibt dabei ausgespart?

WESPENNEST 156: DILEMMA 89

Im gut sortierten Buchhandel oder direkt: Wespennest, Rembrandtstr. 31/4, A-1020 Wien, T: +43-1-332.66.9,1F: +43-1-333.29.70, www.wespennest.at



Testen Sie die Ausgabe «Affirmation» (Nr. 149) bzw. «Ende des Kapitalismus» (Nr. 152) zum halben Preis oder entscheiden Sie sich für ein Abonnement und wählen als Geschenk ein Buch oder eine CD unter www.wespennest.at.



Ein Gespräch mit Franz Koglmann

Wer mit Unterhaltungsindustrie nichts am Hut hat, gilt als undemokratisch

Erich Klein: Was brachte den klassisch ausgebildeten Trompeter und Flügelhornisten Franz Koglmann zum Jazz?

Franz Koglmann: Klassik und Jazz waren interessensmäßig immer synchron vorhanden. Mit 14 habe ich Louis Armstrong in der Stadthalle gehört und im Redoutensaal Strawinskys »Geschichte vom Soldaten« gesehen. Allerdings gab es damals in Wien (etwa im Unterschied zu Köln) keine Jazzabteilung, weshalb ich zunächst »nur« Klassik studierte. Das hat sich Ende der 1960er Jahre geändert, als das Konservatorium eine einschlägige Abteilung etabliert hat.

Erich Klein: Es gibt zahlreiche Beispiele für Deine Auseinandersetzung mit Literatur – eine frühe ist Cocteau. Handelt es sich um »pures« literarisches Interesse, oder gibt es einen »inneren« Zusammenhang mit Deiner musikalischen Entwicklung?

Franz Koglmann: Auch die Literatur hat sich in jungen Jahren eingestellt. Auf Cocteau kam ich durch ein Buch über Picasso, und er hat dann relativ lang eine vorbildhafte Wirkung gehabt, fast mehr als die Musiker. Überhaupt war alles Französische für meine Generation noch wichtig. »Kunst« war sozusagen durch die Stadt Paris repräsentiert. Den Paradigmenwechsel zu Pop Art und New York haben wir zunächst verschlafen. Allerdings hatte die Pop Art mit Andy Warhol ja auch eine Art Cocteau.

Erich Klein: Um noch bei Cocteau zu verweilen: Man könnte hier an dessen Zusammenarbeit mit Igor Strawinsky denken. Darüber hinaus stellt sich aber die Frage: Was wäre surreale, surrealistische Musik? Oder handelt es sich – sieht man von Filmmusiken, von Filmkompositionen wie jener in »Relache« ab – um eine sinnlose Frage?

Franz Koglmann: Strawinsky und Satie (den man damals überhaupt nicht gehört hat; heute wird man damit erschlagen) und die Group Six (Poulenc, auch Auric, der die Musik zu allen Cocteau-Filmen geschrieben hat, etc.). Bei Auric hört man die musikalische Entsprechung zu Cocteau sehr gut: spritzig, geistreich, klassizistisch. Eine etwas schräge Tonalität, aber nicht atonal, eher bitonal. Man hört sehr helle Farben, im Gegensatz zu den dunklen Farben der 2. Wiener Schule. Cocteau war nicht wirklich Surrealist, Breton hat ihn ja gehasst. In Cocteau verbinden sich viele Einflüsse, aus denen er einen unverwechselbaren Personalstil entwickelt hat. Letztlich war er – trotz seiner unglaublichen Kommunikationsbereitschaft – ein Einzelgänger.

Erich Klein: Was haben Franz Schubert und Anton von Webern gemeinsam, um gleichermaßen zu den angeblichen Koglmann-Favoriten zu gehören? Was interessiert dich an Zweiterem – vermutlich nicht dessen Beschäftigung mit Arbeiter-Chören?

Franz Koglmann: Eben diese dunkleren Farben, oder vielleicht besser gesagt hell und dunkel gleichzeitig. Die Melancholie spiegelt sich im Frohsinn und umgekehrt. Schubert ist ein Hügel, über den man als Wiener Musiker drüber muss. Es bleibt einem nichts anderes übrig. Von den späteren Wienern ist mir eigentlich Berg näher als Webern. Aber es gibt auch Stücke, die ein bisschen ein Nachhall auf Webern sind, etwa »Das Rätsel eines Tages«.

Erich Klein: Wieviel Politik verträgt Deine Musik? Wieviel Politik verträgt Musik im 20. Jahrhundert und nach dessen Ende überhaupt?

Franz Koglmann: Ich halte es mit Nabokov: Meinungsfreiheit, Politikerportraits in Briefmarkengröße. Gelegentlich habe ich mich politisch engagiert, mit meiner Musik hat dies aber nichts zu tun.

Erich Klein: Es gibt von Dir eine Vertonung eines frühen Celan-Gedichts. Wie bist Du auf Celan überhaupt gekommen? Celan hat seine Poesie einmal folgendermaßen definiert: »La poesie ne s'impose plus – elle s'expose«. Also: »Die Poesie drängt sich nicht mehr auf – sie setzt sich aus.« Was wäre eine Musik, die sich »aussetzt«?

Franz Koglmann: »Nachts« ist ein frühes Celan-Gedicht, es ist aber schwierig zu erklären, warum man so etwas plötzlich vertonen will. Ich glaube, dass sich heute jeder ernsthafte Musiker mit seinem Schaffen »aussetzt«. Die Pop Musik drängt sich uns sehr oft auf. Anspruchsvolle Musik ist dazu gar nicht in der Lage. Heute muss schließlich alles für alle da sein, alles muss populär sein und möglichst viel Geld einspielen. Wer mit diesen Prinzipien der Unterhaltungsindustrie nichts am Hut hat, gilt als undemokratisch. Also bleibt einem ja nur der »Aussatz«.

Erich Klein: Noch eine Bemerkung zur Hochzeit von Celan, also zu den 1960er/70er Jahren. Es gab damals zahlreiche Versuche, Literatur, vor allem Lyrik, durch Jazz »anzureichern«. Diese Versuche erfreuten sich auch später beim Publikum großer Beliebtheit, man denke an Jandl und das Vienna Art Orchestra – warum hast Du dich darauf nie eingelassen?

Franz Koglmann: Es gab einmal die »Jazz und Lyrik«-Mode. Wenn ich mich richtig erinnere, hat man dabei vorzüglich Jaques Prevert in deutscher Übersetzung verwendet. Im Grunde kommt das wahrscheinlich von den Beatniks. Ginsberg, Kerouac u.a. dürften die ersten Literaten gewesen sein, die Veranstaltungen mit Jazzmusikern durchführten. An mir ist das vorbei gezogen, meine Verbindungen zur Literatur sind anderer Art.

Erich Klein: Der russische Dichter Osip Mandelstam meinte einmal, wer heute, in den 1920er Jahren, von Lyrik etwas »Lyrisches« erwarte, der müsste mit einem Prügel verdroschen werden? Wieviel »Lyrisches« ist in der Musik von Franz Koglmann enthalten?

Franz Koglmann: Da in der Musik der emotionale Ausdruck eine große Rolle spielt, lässt sich alles Lyrische nicht so mir nix dir nix eliminieren. Und schon gar nicht im Kontext der Wiener, von Schubert bis Berg. Auch nicht im Jazzkontext. In den 1920er Jahren gab es (auch) in der Musik die zeitgeistige Strömung einer »Neuen Sachlichkeit«. Krenek und Weill spielten da eine gewisse Rolle, wobei der Jazz eine – vielleicht missverstandene – Quelle bildete. Dabei wurde ein romantisch-schwelgerischer Lyrismus (wie er ja auch für die Wiener Expressionisten typisch war) ausgeblendet, und die musikalische Produktion sehr nüchtern von einer Gebrauchsebene her angegangen. »Lyrik« in der Musik konnte aber damit nicht wirklich ausgeschaltet werden, das hört man heute allerorten – nicht nur in meiner Musik. Dabei müsste man ja eigentlich alles Melodische ausschalten und die Musik auf andere Para-



meter – vor allem rhythmische – reduzieren. Selbst völlig verquere und atonale Melodien von Webern haben letztlich lyrischen Charakter.

Erich Klein: Ich denke an Deine »Bridal Suite« mit den Songs von B. Bacharach, und an »easy listening«.

Franz Koglmann: Auch bei Bacharach ist dies natürlich deutlich hörbar, zumal er sehr tonal denkt – wenn auch auf eine sehr persönliche Weise. In unserer Interpretation wird zudem der lyrische Anteil sehr herausgestellt, der witzige Anteil etwas zurückgenommen. Adorno hat den Begriff »easy listening« übrigens (irrtümlich?) für den Jazz verwendet.

Erich Klein: Du hast offenkundig Vorlieben für »metaphysische Pessimisten« wie T.S. Eliot, Ezra Pound, E.M. Cioran. (Der Ausdruck »metaphysische Pessimisten« stammt von Nabokov und wurde für die beiden ersteren verwandt.) Warum interessieren Dich gerade diese Autoren – warum wurde der »Faschist« Pound Gegenstand einer Deiner großen Kompositionen?

Franz Koglmann: Ja, vielleicht ist Nabokov mit dem »Pale Fire«-Gedicht tatsächlich ein ebenbürtiger Lyriker, obwohl mir vorkommt, dass sein Poem ohne die beiden Vorläufer nicht wirklich möglich wäre. Mit Nabokovs Urteilen über andere Autoren muss man ja sowieso vorsichtig sein.

Pound und Eliot waren Vorschläge von Christian Baier, der auch in beiden Fällen das Libretto geschrieben hat. Die Textbücher fand ich sehr überzeugend, sie ließen sich aus meiner Sicht fabelhaft musikalisieren. Der Faschismusvorwurf griffe übrigens auch bei Cioran – was ich ursprünglich gar nicht wusste. Bei meinem Sibiu/Hermannstadt-Projekt war Cioran aber natürlich nahe liegend, er war gar nicht zu umgehen.

Und es gibt eine Reihe von Schriftstellern – siehe etwa auch Benn und Doderer – bei denen man auf Grund ihrer überragenden literarischen Qualität mit politischen Vorhaltungen zurückhaltend sein sollte. Das betrifft ja auch die linke Fraktion von Gorki über Gide bis Sartre.

Erich Klein: Wie sehr interessiert dich Osteuropa – ich meine Bartok & Co, vorausgesetzt, dass sie Dich interessieren?

Franz Koglmann: Vereinzelte Werke von Schostakowitsch, Prokofjew und Schnittke spielen in meiner Rezeption eine gewichtige Rolle. Bei Bartok sind es vor allem die Klavierkonzerte und die Streichquartette. Ich bin aber kein Spezialist, und in der Praxis hatte ich es primär mit der DDR zu tun, wo zu dieser Zeit (1970er, 1980er Jahre) die Jazzmusiker (Ernst Ludwig Petrowsky, Baby Sommer, Ulrich Gumpert u.a.) aus meiner Sicht eine größere Rolle spielten als die Komponisten.

Erich Klein: Eine abschließende Frage: In Anton Tschechows »Kirschgarten« kommt zweimal die Szeneanweisung »Der Klang einer reißenden Saite« vor. Über den Sinn dieses Klanges wird im Stück selbst und seit hundert Jahren auch unter den Interpreten immer wieder gerätselt – vermutlich handelt es sich dabei um den Klang des Todes. Welcher Klang oder welches Geräusch ist für Dich das schrecklichste?

Franz Koglmann: Ein »schrecklicher« Klang kommt von Formeln Autos. Darum habe ich diesen Sound – mit Streichquartett kombiniert – in meiner Oper »Fear Death by Water« (nach Eliot) als Ouverture eingesetzt. 

FRANZ KOGLMANN, geboren 1947 in Mödling bei Wien, lebt in Wien, Jazzmusiker (Trompete, Flügelhorn) und Komponist, der am Schnittpunkt von Jazz und Europäischer Moderne tätig ist. Zuletzt erschienen: *Lo-Li-Ta* (2008). 2008 erhielt er den Ernst-Krenek-Preis.

Eugeniusz Tkaczyszyn-Dycki

Lied vom Abhängigsein und von der Abhängigkeit

I.

gib mir die Worte um die Grenze
gekonnt die Grenze zu nennen
und darauf zu tanzen (um
freudig Kreise zu ziehen

die Kreise des Nichts sein werden
und meine Grenzen) und um zu begreifen
um nicht verrückt aus dem Haus
zu laufen weil wohin führt mich denn

die Inspiration wenn nicht zum Herrgott

Die Geschichte polnischer Familien

XVII. Absolution

der Dichter verlangte vor dem Tod
ein Glas mit Himbeeren ein feiner
Vielfraß war das keinen Beichtvater
verlangte er sondern eine Handvoll Himbeeren

die wir damals im Finsteren gepflückt hatten
schon viele Wochen hatte er im dunklen
Wald genistet (in Le mians Himbeer-
Dickicht) und seine Knochen ausgehungert

am Rande der Wolfsschlucht in der wir damals
zusammenkamen auch seine Gedichte
hungerte er aus seit ihn die Welt abstieß
desinteressiert am eigenen Schaffen

wir sahen also dass er sich verhielt wie
ein kleines Kind einmal verlangte er eine
Handvoll Himbeeren ein andermal ein
Messbuch bevor unsere Augen erlöschen

(aus dem Polnischen von Doreen Daume)

EUGENIUSZ TKACZYSZYN-DYCKI, geboren 1962 in Wólka Krowicka (Polen), lebt in Warschau. Studium der polnischen Philologie in Lublin. Autor von neun Gedichtbänden und einem Prosaband. Zahlreiche Preise und Auszeichnungen, u.a. Kazimiera-Iłkiewiczówna-Preis für den Debütband *Nänie und andere Gedichte*, Preis der Deutsch-Polnischen Literaturtage Dresden, zweifacher Literaturpreisträger der Stadt Gdynia für das beste Buch in der Sparte Lyrik, Hubert-Burda-Preis für osteuropäische Lyrik, Literaris-Preis der Bank Austria für Lyrik aus dem Osten und Südosten Europas 2009. Publikationen: (Auswahl in polnischer Sprache): *Peregrinarium* (1992), *Liber mortuorum* (1997), *Ein Stein voller Nahrung*, Gedichte aus den Jahren 1987–1999 (1999), *Polnische Familienschicksale* (2005), *Poesie als ein Ort auf Erden*. 1988–2003, Gesamtausgabe in einem Band (2006). Gedichte auf Deutsch in *Die Horen* (18/2000), *Orpheus – Gespräch im Wort* (Dresden 2001), *Ostragehege*, Zeitschrift für Literatur und Kunst (IV/2003), *Lauter Niemand* (2004), *Manuskripte* (172/2006). Für seinen Gedichtband *Ein Lied über Wechselbeziehungen und Abhängigkeiten* (2008) bekam er den diesjährigen Nike-Literaturpreis.

**Alte
Schmiede**
literatur im herbst
wien

Dilemma 89

6.–8. November 2009
Theater Odeon
Taborstraße 10, 1020 Wien
Eintritt frei!
www.alte-schmiede.at

FREITAG, 6. 11. 2009

19.00 Uhr **Begrüßung**

Walter Famler

Generalsekretär Alte Schmiede
Kunstverein Wien

Eröffnung

Dr. Andreas Mailath-Pokorny

Stadtrat für Kultur und Wissen-
schaft

Eröffnungsvortrag

Richard Wagner

Pause

20.30 Uhr **Lesung**

Jáchym Topol

Einleitung: Erich Klein
Robert Reinagl liest die deutsche
Übersetzung.

21.00 Uhr **Lesung**

Olga Tokarczuk

Unrast
Robert Reinagl liest die deutsche
Übersetzung.

SAMSTAG, 7. 11. 2009

11.00 Uhr, Alte Schmiede

1., Schönlaterngasse 9

Rewriting History I Matinee

Der geheime Krieg – Krieg und Welt

Eva Horn, Peter Waterhouse

Moderation: Erich Klein

Ab 15.30 Uhr Lesungen im Odeon

15.30 Uhr **Lesung**

Daniela Dahn

*Wehe dem Sieger! Ohne Osten
kein Westen*

Einleitung: Walter Famler

16.15 Uhr **Lesung**

Anton Hykisch

Einleitung/Übersetzung:
Johannes Eigner

17.00 Uhr **Lesung**

Ottó Tolnai

Göttlicher Gestank

Einleitung: Erich Klein
Robert Reinagl liest die deutsche
Übersetzung.

Pause

18.00 Uhr **Lesung**

Josef Haslinger

Einleitung: Walter Famler

18.45 Uhr **Lesung**

Sigitas Parulskis

Drei Sekunden Himmel

Einleitung/Übersetzung:
Claudia Sinnig

Pause

19.30 Uhr **Podiumsdiskussion –**

Dilemma 1989?!

**Daniela Dahn,
Josef Haslinger,
Wolfgang Müller-Funk,
Richard Wagner,
Dragan Velikić**

Moderation: Walter Famler,
Erich Klein

Pause

21.30 Uhr **Lyrik/Musik**

**Boris Chersonskij,
Eugeniusz Tkaczyszyn-Dycki,
Sigitas Parulskis, Ottó Tolnai,
Richard Wagner
Franz Koglmann –
Peter Herbert**

SONNTAG, 8. 11. 2009

11.00 Uhr, Alte Schmiede

1., Schönlaterngasse 9

Rewriting History II

Matinee in Kooperation mit



Institut für die Wissenschaften vom Menschen
Institute for Human Sciences

*Der König der Ukraine – Die ge-
heimen Leben des Wilhelm von
Habsburg*

**Timothy D. Snyder
im Gespräch mit
Alfred Gusenbauer**

Moderation: Erich Klein

Ab 16.30 Uhr Lesungen im Odeon

16.30 Uhr **Lesung**

Dragan Velikić

Das Russische Fenster, Gesamt-
werk

Einleitung: Erich Klein

17.15 Uhr

Lesung

Daniela Danz

Pontus

Pause

18.00 Uhr **Lesung**

Kurt Drawert

18.30 Uhr **Lesung**

Eugeniusz Tkaczyszyn-Dycki

Übersetzung: Doreen Daume,
Peter Waterhouse

Pause

19.15 Uhr **Lesung**

Boris Chersonskij

Familienalbum

Übersetzung: Erich Klein

20.00 Uhr **Lesung**

Herta Müller

Atemschaukel

Einleitung: Erich Klein